Eine Grafentochter.

Roman von Josephine Gräfin Schwerin.

(3. Fortsetzung)

Er machte eine abwehrende Handbewegung und zog sich einen Stuhl heran; auch Joachim setzte sich wieder.

„Also," fuhr Melitta, zu diesem gewandt, fort, „lesen Sie das Buch bald, und dann wollen wir darüber sprechen; ich hoffe, es macht denselben Eindruck auf Sie, wie auf mich. Ich meine den „Savonarola" von Lenau, den ich Herrn von Steinitz geliehen," erklärte sie gegen Ulrich. „Du kennst ihn jedenfalls?"

„Nein, ich kenne ihn nicht."

„O, Du Vielleser! Ich glaubte, es wäre schwer, etwas zu finden, was Dir nicht bekannt."

Ulrich verneigte sich lächelnd gegen sie. „Sehr verbunden für diese hohe Meinung von mir. Neben der laufenden Zeitungslektüre beschäftige ich mich nur mit historischen Werken, höchstens lese ich einmal in einer müden Abendstunde irgend einen vielbesprochenen Roman; Dichtungen aber scheue ich von ganzem Herzen!"

„Auf dieses so ganz im Allgemeinen verurtheilende Wort hätte ich zahllose Erwiderungen," meinte Melitta, „zum Beispiel die eine, daß die Poesie sich immer an die höchsten, schönsten und edelsten Empfindungen des Menschen wendet, daß sie, wenn man ihr kein höheres Amt zuerkennen will, sich doch zum Mindesten als vielfarbiger Regenbogen über den grauen Himmel der Alltäglichkeit spannt. Doch das bei Seite; Savonarola hat mich weniger als Dichtung angesprochen, als daß mich das Bild eines Menschen ergriffen hat, der sein Leben für die Wahrheit und das Gute einsetzt."

„Oder wenigstens für das, was er für das Gute hält," warf Ulrich hinein.

„Du entstellst mir ein schönes Menschenbild nicht," sagte Melitta, „ich gebe Dir darin begründete Verirrung gern preis, nicht aber das heilige Feuer für das Gute und Wahre in ihm, das unabhängig davon ist."

Joachim dünkte es, als habe sie ihn, wie Zustimmung oder Unterstützung suchend, angesehen, und so fiel er schnell ein: „Gewiß, Sie haben recht, gnädigste Gräfin, das Gute und Wahre muß erheben und begeistern, weil es den verwandten Ton im Herzen anschlägt, weil es im Wechsel der Zeiten das einzig Dauernde und ewig Gleiche ist."

Er sah, wie es in Melitta's Augen aufleuchtete, und auch Ulrich sah es, obgleich er es nicht zu bemerken schien. Er lehnte sich in den Stuhl zurück und sagte: „Es würde Ihnen doch schwer sein, den Beweis zu erbringen, daß das Gute und Wahre das ewig Gleiche im Wechsel der Zeiten ist. Ich behaupte sogar, daß es zu derselben Zeit bei verschiedenen Menschen und Völkern nicht dasselbe ist. Das Gute, oder was wir so nennen, ist ein Produkt von Sitte, Gesetzen, Bildung, Erziehung und allen den Faktoren, welche unser gesammtes Leben bilden."

„Das, wovon Sie sprechen, Herr Graf, ist wohl weniger ein Produkt der Sitte, als die Sitte selbst," widerlegte Joachim, nicht ohne einige Erregung.

Ulrich zuckte die Achseln. „Sie vertritt eben bei den Völkern und demgemäß auch bei dem einzelnen Menschen die Stelle dessen, was man mit hochtönendem Namen das Gute nennt."

„Du kannst es aber nicht leugnen wollen, Ulrich," rief Melitta, „daß im Herzen des Menschen das Gute, unabhängig von all' diesen Bedingungen die Du zuvor nanntest, als Heiliges, Unantastbares, in Allen Gleiches lebt?"

„Ich leugne es; glaubst Du nicht, daß jene wilden Völkerstämme, welche die Alten und Schwachen tödten, bevor der Tod ungerufen an sie herantritt, das für gut halten? Es ist eben die Sitte ihres Stammes."

„Sie werden nicht die grausamen Vorschriften, welche rohe Völker ihre Religion nennen, zum Beweise des allgemein Menschlichen machen wollen," nahm Joachim das Wort, „wie könnte bei diesen von einem Geistes- und Seelenleben die Rede sein! Bei den Menschen und Völkern aber, die sich überhaupt die Frage nach Gut und Böse vorgelegt haben, wird die Beantwortung derselben stets unabhängig von den äußeren Bedingungen, die Sie zuvor namhaft machten, bleiben."

Ein überlegenes Lächeln trat auf Ulrich's Lippen. „Sie haben mir da eben ein großes Zugeständniß gemacht, Herr von Steinitz, indem Sie die Frage nach Gut und Böse selbst von einer gewissen Bildungsstufe abhängig machen; ist diese Frage keine unbedingte, so kann auch das, worauf sie sich richtet, nicht unbedingt sein. Doch davon abgesehen, auch im Leben des hochgebildeten Menschen der Gegenwart ist die Entscheidung über das, was gut und böse heißt, abhängig von Sitte, Gewohnheit und Gesetz."

„Aber Ulrich," rief Melitta, „damit raubst Du ja dem Menschen jeden festen Halt; wenn es möglich wäre, daß, was er heute gut heißt, morgen böse genannt wird, so —"

„Befinden wir uns damit vollständig sicher auf der Bahn, die uns die Formen welche unsere Gesellschaft eben jetzt angenommen hat, vorschreibt," vollendete Ulrich. „Ich werde Dir den Beweis nicht schuldig bleiben. Wir nennen den Menschen, der aus Raublust, Neid, Haß, oder auch nur aus momentaner Zornesaufwallung, hingeht und einen Anderen tödtet, einen Mörder und halten die Gesetzgebung für eine gerechte, welche ihn am Leben, oder zum Mindesten an der Freiheit straft. Es fällt uns Allen indessen niemals ein Denjenigen, welcher im Duell seinen Gegner tödtet einen Mörder zu nennen, weil eben der Ehrbegriff, welchen sich die Gesellschaft gegenwärtig geschaffen hat in gewissen Fällen das Duell verlangt."

„Diesen grausamen Rest mittelalterlicher Anschauungen, welche die Gegenwart leider nicht überwunden hat und die heute noch verwirrend auf das Bewußtsein der Menschen einwirken, werden verschwinden," entgegnete Joachim feurig, „man wird nicht mehr mit dem trügerischen Schein und der Ehre umkleiden, was —"

Er begegnete dem kühlen, spöttischen Blick Ulrich's, ihm fiel plötzlich ein, wie wenig dergleichen Aeußerungen sich mit seiner Stellung als Offizier vertrugen, er verwirrte sich.

„Dereinst — nach Jahrhunderten vielleicht", fuhr er stockend fort.

„Ich habe wohl nicht recht verstanden, was Sie da eben sagten, Herr von Steinitz," fiel Ulrich ihm scharf in die Rede, „es war mir, als ob Sie das Duell eine „mittelalterliche Institution" oder etwas dergleichen nannten — doch ich irrte mich jedenfalls. Wir haben uns da aber auf ein Gebiet verirrt, das man in Gegenwart von Damen niemals betreten sollte, vergieb Melitta." Er erhob sich rasch und wandte sich der eben eintretenden Gräfin zu. „Da ist die verehrte Tante, von ihrer Ausfahrt zurückgekehrt. Melitta wird es bedauern, Dich nicht begleitet zu haben, wir — Herr von Steinitz und ich — haben sie unterdeß schlecht unterhalten."

Die Gräfin begrüßte die Herren, es war schnell ein leichtes Gespräch im Ganze, doch Joachim war zerstreut, er hatte das quälende Gefühl, von Graf Ulrich eine Zurechtweisung und zumal eine nicht unverdiente, empfangen zu haben. Es trieb ihn zu gehen und doch auch wieder zu bleiben, er durfte in diesem Augenblick das Feld nicht räumen.

Andere Gäste kamen, in der lebhaften Unterhaltung schien das frühere Gespräch vergessen. Erst bei dem Abschied fand Melitta Gelegenheit, Joachim zu sagen: „Ulrich's Behauptungen hatten einen Schein des Rechtes für sich, ich wußte sie nicht zu widerlegen, doch in meinem Herzen lebt die bessere Ueberzeugung, daß es, unabhängig von Völkern und Stämmen, von Sitten und Gesetzen, ein unbedingt und unveränderlich Gutes giebt, das tief im Herzen sein ewiges Recht geltend macht. Und nicht wahr, Sie glauben's auch?"

„Gewiß, Gräfin; ich möchte nicht leben ohne diesen Glauben."

Joachim athmete wie von einer Last befreit auf — s i e hatte ihn nicht verkannt, s i e hatte ihn nicht verstanden.

7.

Zwei Wochen waren seit Graf Ulrich's Ankunft vergangen und noch dachte er nicht an die Abreise. Die Geschäfte, welche er als Veranlassung seines Kommens angegeben, waren besorgt, so schien ihn nichts mehr zu halten, und dennoch blieb er.

Melitta bewahrte ihre gleichmäßig ruhige Freundlichkeit gegen ihn, sie schien nicht zu ahnen, daß sie einer Entscheidung entgegenging. Dessen ungeachtet überraschte es sie nicht, als ihr Vater eines Tages mit den Worten zu ihr in's Zimmer trat: „Ich habe mit Dir zu reden, mein Kind, willst Du mich anhören?"

Sie legte die Stickerei, mit der sie eben beschäftigt war, in den vor ihr stehenden Korb, die Strähnen bunter Seide darauf, und schob ihn bei Seite. „Lieber Vater?"

Sie sah mit einem hellen, unbefangenen Blick zu ihm empor, und er beugte sich herab und küßte sie auf die Stirn. „Es ist wegen Ulrich, Melitta."

„Nun?"

„Du fragst? Es kann Dir nicht fremd sein, daß er seit Eurer frühesten Jugend, ja fast seit Deinen Kinderjahren, Dich als seine Braut angesehen hat, ich füge hinzu, daß er nur auf meinen ausdrücklichen Wunsch bisher gezögert hat, um Deine Hand zu werben; Du weißt sicher auch, das wir—Deine Mutter und ich—Eure Verbindung von Herzen wünschen?"

„Es hatte den Anschein."

„Nun ja, mein liebes Kind, und ich denke, auch Du hast dieses Verlöbniß als stillschweigend bestehend betrachtet; Ulrich wünscht nun dringend seine Veröffentlichung."

„Zunächst müßten wir doch erst wirklich verlobt sein, lieber Papa," entgegnete Melitta mit ihrer klaren, hellen Stimme. „Früher, als ich noch ein halbes Kind war und nichts von meinem eigenen Herzen wußte, da glaubte ich wohl selbst, daß meine geschwisterliche Zuneigung zu Ulrich und die seine zu mir—ja, ja, Papa, schüttele nicht den Kopf, er hat nur eine sehr leidenschaftslose, ruhige Zuneigung zu mir—das Gefühl wäre, auf welches sich eine glückliche Ehe gründete. Ich war immer mit ihm zusammen gewesen, wir kannten uns so gut, Ihr schient unsere Verbindung zu wünschen, das dünkte meinem kindischen Herzen genug. Nun aber ist dieses Herz gereift, und ich bin mir bewußt geworden, daß, um einem Manne freudig mein ganzes Ich, Alles, was ich bin und habe, hingeben, um meine ganze Zukunft in seine Hand legen zu können, etwas viel Höheres und Tieferes gehört, als diese ruhige und freundliche Zuneigung, die Ulrich und ich für einander hegen. Ich habe gemeint, ihm Alles, was ich Dir eben gesagt, lieber Papa, in meinem Wesen und Bezeigen darzulegen, denn ich bin ihm herzlich gut und möchte nicht, daß eine ausgesprochene Abweisung, die ich ihm zu Theil werden lassen müßte, unser freundlich geschwisterliches Verhältniß trübte."

Der Graf hatte ihr aufmerksam und mit sichtlicher Enttäuschung zugehört; als sie geendet, stand er auf, ging einmal das Zimmer auf und ab und blieb dann wieder vor der Tochter stehen.

„Du weißt, Melitta," begann er, „daß wir, Deine Mutter und ich, Dich niemals zu einer Heirath zwingen werden, die gegen Deine Wünsche ist, aber überlege wohl, was Du thust. weise nicht die Hand eines tüchtigen und braven Mannes zurück, der Dich liebt, dem Du wie Du selbst zugestehst, auch von Herzen zugethan bist, und dessen äußere Verhältnisse den Deinen entsprechen, der Dir — vielleicht noch in erhöhtem Maße — alle die Lebensgewohnheiten bieten kann, die Dir gleichsam angeboren sind. Unterschätze das nicht, Melitta, Du weißt noch nicht, was es heißt, die äußeren Vortheile, an die man gewöhnt ist, aufgeben zu müssen."

„Ich bin ja reich, Papa," lächelte sie.

„Doch nicht so reich, um allein mit Deinem Vermögen leben zu können, wie bisher; und wenn die gesellschaftliche Stellung Deines Mannes nicht vollständig der Deinen entspricht, so fordert das ein Opfer von Dir, dessen Größe Du nicht kennst und zu gering anschlägst. Es gibt wenige Männer, die sich nach Rang, Stellung und Reichthum neben die Gräfin Dagot stellen können. Prüfe das Melitta, bevor Du Ulrich's Hand ausschlägst, weil Du auf eine große Liebe wartest, die selten so kommt, wie die Dichter sie schildern, und, wenn sie kommt, meistens nicht hält, was sie verspricht."

„Ich habe geprüft, Papa, und weiß, was ich kann und muß."

Der Graf sah sie forschend an. „Hast Du etwa schon den Gegenstand dieser großen Liebe gefunden?" fragte er.

Eine tiefe Röthe stieg über ihre Wangen bis zu Stirn und Schläfen empor. „Und wenn es so wäre?"

"Wer ist es?"

Sie faßte seine Hand und zog sie an ihre Lippen. „Lieber Papa, das ist noch mein Geheimniß. Du darfst nicht verlangen, daß ich den Schleier von dem herabziehe, was tief verborgen in meinem Herzen ruht. Nicht wahr, Du weißt, daß der Mann, den ich liebe, dieser Liebe auch würdig sein muß, daß er einer ist, dessen Herz und Geist nur von den edelsten Impulsen geleitet wird, der es werth ist, von Dir als Sohn empfangen zu werden."

„Ich hoffe es, mein Kind."

Melitta lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter. „Und Du zürnst mir nicht, Papa, daß ich Eure Lieblingswünsche durchkreuze?"

„Du weißt, Herzenskind, daß ich nur Dein Glück will, und dies am Sichersten in Ulrich's Hand geborgen glaubte. Es war mir eine liebe Hoffnung, Dich bei ihm in unserer Nähe zu behalten, doch genug—es soll nicht sein."

Er küßte sie gerührt auf die Stirn. „Mama wird es noch schwerer treffen; sie hat ihr ganzes Herz an diese Hoffnung gehängt."

„Vielleicht," entgegnete Melitta. „Aber nicht wahr, Papa, Du ersparst es mir und Ulrich, daß ich ihm selbst eine abschlägige Antwort geben muß? Ich möchte, daß zwischen uns Alles bleibt, wie es war, ich habe ihn als meinen Vetter lieb und wir werden uns ja nach wie vor oft sehen, Du wirst ihm das sagen, nicht wahr?"

„Gewiß, es ist besser so, und Du versprichst mir dagegen, nicht nur Deine Leidenschaft, sondern auch Deine Vernunft zu Rathe zu ziehen, ehe Du über Dein Leben entscheidest?"

Sie nickte. „Gewiß, Papa, ich bin ja kein unbedachtes Kind. Und habe Dank für Deine Güte."

Sie küßte noch einmal seine Hand, und der Graf verließ das Zimmer schwereren Herzens, als er gekommen.

Es war ein trüber Tag; graue Regenwolken bedeckten den Himmel und graue Nebelschleier lagen auch über dem Dagot'schen Hause.

Der Graf hatte eine lange Unterredung mit seiner Gemahlin und fand, wie er erwartet, diese tief niedergeschlagen durch die Bestätigung dessen, was sie gefürchtet. Sie begab sich zu Melitta; vielleicht, daß ihrem mütterlichen Einfluß gelang, was des Vaters Milde nicht erreichte. Doch vergebens; ihre ernsten Vorstellungen, ihre zärtlichen Bitten, die verschärfte Wiederholung dessen, was der Graf ihr schon gesagt, scheiterten an Melitta's festem Willen.

„Mutter, Du quälst mich," rief sie endlich, mit einem so schmerzlichen Ausdruck, daß die Gräfin sie gerührt in die Arme schloß und sagte: „Mein geliebtes Kind, ich will ja nichts als Dein Glück. An Ulrich's Seite würdest Du es finden; es war eine Hoffnung, die ich fast so lange Du lebst, genährt. Wenn ich Euch als Kinder zusammen spielen sah, dachte ich: die gehören zusammen, in Bohren wird Melitta einst ihre Heimath finden."

„Siehst Du, Mama, man darf Niemandem sein Glück schaffen wollen, Jeder muß es sich selbst bauen und bereiten."

„Ich muß ja schweigen," erwiderte die Gräfin, „wir Eltern können und wollen nicht über Deine Zukunft bestimmen, Du bist frei, doch mein Herz ist voll Kummer und um seine liebste Hoffnung betrogen, das darfst Du nicht vergessen."

Graf Ulrich traf noch an demselben Tage die Vorbereitungen zu seiner Abreise für den nächsten Morgen. Der Graf hatte freilich, so entschieden auch Melitta's Abweisung gewesen, noch eine leise Hoffnung für die Zukunft durchschimmern lassen. „Vielleicht, daß die idealen Vorstellungen, die sie heute noch von einer großen Liebe hegt, ruhigeren Anschauungen weichen," hatte er gesagt, „und sich dann doch noch unser Aller Wunsch erfüllt. Es ist ein Vielleicht, aber doch immerhin noch eine Möglichkeit."

Ulrich fand in diesen Worten indeß wenig Hoffnung; was ihm dieser Augenblick versagte, würde ihm auch eine spätere Zeit nicht gewähren. Er hätte nicht so lange warten, den Wünschen von Melitta's Eltern nicht nachgeben sollen, damals, ja vielleicht noch vor einem halben Jahr hätte er das Ja erhalten, das ihm heute verweigert wurde.

Der Abschied von Melitta war von seiner Seite ein kühler, förmlicher, und als sie seine Hand festhaltend sagte: „Lieber Ulrich, lasse mich, wenn wir uns bald in Hohenfichte begegnen, diesen Ton nicht wieder hören, vergiß nicht, daß wir uns stets lieb gehabt haben wie Geschwister," hatte er erwidert: „Unsere verwandtschaftlichen Bande sind unzerreißbar, doch ist es nicht möglich, zu behalten und zu vergessen, wie es eben paßt."

Melitta that es weh, daß sie ihm und den Eltern Schmerz bereiten mußte, sie wußte, daß sie nicht anders gekonnt, und doch wollte die freudige Stimmung, die sie so lange beherrscht, nicht wiederkehren; sie fühlte sich gedrückt und die ernsten Mienen der Eltern dünkten ihr wie ein Vorwurf.

Edwin, der mit dem feinen Empfinden des Kindes das Besondere, was im Hause vorgegangen, wohl bemerkte und die unfrohe Stimmung, die dasselbe seit gestern beherrschte, sehr unbequem fand, stand gelangweilt am Fenster; das bunte Treiben auf der Straße unterhielt ihn nicht, wenn er nicht darüber sprechen konnte. Da kam Joachim quer über die Straße; er sah herauf und winkte freundlich mit der Hand. Der Knabe nickte und stürmte so eilig hinaus, daß er ihm schon auf der halben Treppe begegnete. Joachim fing ihn in seinen Armen auf und hob ihn einen Moment hoch über seinen Kopf.

„Das ist schön, daß Sie kommen, es ist heute so langweilig bei uns," sagte Edwin.

„Gab es kein Extravergnügen, Du kleiner, begehrlicher Mensch?" scherzte Joachim, „oder waren die Aufgaben zu schwer, und ich soll helfen?"

„O bewahre," schmollte Edwin, „sie sind nur Alle so ernsthaft, Papa und Mama, Mama hat sogar geweint, ich habe es deutlich gesehen, und Melitta hat immer den Kopf in die Hand gestützt und ein Buch vor sich, aber sie liest nicht viel, das merke ich wohl; ich denke, sie hat Kopfweh."

Joachim löste einen Knopf seines Waffenrocks, ihm war es plötzlich, als ob er nicht athmen könne.

„Und Vetter Ulrich ist heute abgereist," fuhr der Knabe fort.

„Ah!" glitt es unwillkürlich über Joachim's Lippen.

Edwin zog ihn in das Zimmer. „Kommen Sie nur herein zu Melitta, dort ist sie."

Er war noch niemals ungemeldet eingetreten, heute folgte er dem Knaben, es drängte ihn, sie unvorbereitet und allein zu sehen.

„Melitta, Herr von Steinitz ist da!" rief Edwin.

Sie hob den Kopf, ihr Gesicht war bleich, die Augen hatten nicht den hellen Glanz wie sonst, aber sie reichte ihm die Hand und sagte: „Willkommen, Herr von Steinitz."

„Vergeben Sie, gnädigste Gräfin, daß ich mich nur durch Edwin bei Ihnen melden ließ und ihm auf dem Fuße folgte," entschuldigte sich Joachim.

„Warum so zeremoniell, meinte sie, „ich denke, wir sind gute Bekannte."

„Sie sind nicht wohl?" fragte er besorgt.

„O doch, ein wenig Kopfweh, ein wenig Verstimmung, Beides geht vorüber."

„Gräfin, ich kann diese trüben Augen nicht sehen," sagte er beklommen. „Sie, die sonst so leuchtend, so strahlend, ein Bild glücklicher, ruhiger Heiterkeit — die Sonne selbst sind."

„Schmeicheln Sie nicht," wehrte sie, „ich mag es von Ihnen nicht hören. Doch, wäre ich wie die Sonne, so gehen auch über sie einmal Wolkenschatten. Morgen sind sie verweht und — später einmal will ich Ihnen Mancherlei erzählen."

In so weichem Ton hatte er sie noch niemals sprechen hören, es bewegte ihn wundersam, sein Herz pochte gewaltig, und alle die festen Grundsätze, die sein Verstand aufgebaut, wankten, er dachte ihrer eben nicht mehr, sondern sah nur das holde Mädchen vor sich, das geweint, vielleicht um ihn geweint hatte. Ein süßer Rausch der Empfindung ergriff ihn.

„Gräfin —" begann er.

Da stand Melitta's Mutter im Rahmen der Thür, ihm gegenüber, er sprang auf, sie sagte einige freundliche, begrüßende Worte, aber ihre Gestalt war ihm niemals so hoch und vornehm, der Blick ihres Auges nie so stolz erschienen, wie heute.

Was hatte er Melitta sagen wollen? Es blieb ungesprochen! Nach Jahren noch legte er sich zuweilen die Frage vor, wie anders sich wohl sein Leben gestaltet hätte, wenn die Gräfin nicht in diesem Moment eingetreten wäre. So drängt sich in einer Sekunde oft die ganze Gewalt des Schicksals zusammen. Vorüber!"

Melitta hatte wahr gesprochen; als er sie wiedersah, waren die trübenden Schatten geschwunden, sie hatte das Gleichgewicht ihres Wesens wiedergefunden und ihr Auge strahlte in der gewohnten Heiterkeit. Er sah sie oft, beinahe täglich, hier und dort, im eigenen Hause, im großen Kreise und allein im Theater, bei einem Spaziergang, und immer schienen ihn diese Augen zu fragen: Warum schweigst Du, weißt Du denn nicht, daß ich Dich liebe, und daß ich den Muth habe, auch einen Kampf um Deinetwillen zu bestehen? Und doch blieben seine Lippen geschlossen, sie sollte nicht um ihn kämpfen; die Liebe des Mannes soll dem Weibe ein Glück, eine Verheißung sein, nicht ein Gut, das es sich unter Kämpfen erringt.

Melitta's Eltern waren freundlich zu ihm wie früher, er hätte nicht zu sagen vermocht, daß irgend etwas in seiner Stellung zu ihnen verändert wäre, und doch war ein Ton, ein Hauch, den er empfand, ohne das Wie und Was bezeichnen zu können—er fühlte, es war eine Scheidewand zwischen den reichen Besitzern von Hohenfichte, die zu dem höchsten Adel des Landes gehörten, und ihm, dem armen Lieutenant.

Es klang wie freundliche Theilnahme, wenn die Gräfin ihn nach seinen Eltern, deren häuslichen Verhältnissen und nach seiner Kinderzeit fragte, ihm aber schien es, als wolle sie ihn zwingen, die enge Begrenzung dieser Verhältnisse darzulegen, als sollte nicht nur er sie empfinden, sondern auch Melitta in seiner Weise darauf aufmerksam gemacht werden, daß man den Sohn des armen Rath von Steinitz wohl, da er den Rock des Königs trug, zu seinem Umgang zählen könne, daß ihr Herz sich aber niemals so weit verirren dürfe, ihn zu lieben. Faßte er in dem Groll, der dann in ihm aufwallte, den Entschluß, seine Beziehungen zu dem Dagot'schen Hause zu lockern, so war das nächste Wiedersehen mit Melitta, die Frage: „Warum kamen Sie so lange nicht? ich habe täglich auf Sie gewartet!" hinreichend, um ihn schon am nächsten Tage wieder hinzuführen. Ja, es geschah auch wohl hier und da einmal daß Edwin ihn besuchte; sagte dieser dann: „Sie waren lange nicht bei uns, Melitta meinte es auch," oder: „Sie läßt Ihnen sagen, sie hätte Ihnen ein Buch, eine Blume oder etwas dergleichen zu zeigen; dann wußte er, der Knabe war als ihr Bote geschickt und wie hätte er es vermocht, dieser Botschaft nicht zu folgen! —

Ein Abend dort, im kleinen Kreise, hatte den Zwiespalt seines Innern wieder von Neuem verschärft. Der ganze Zauber von Melitta's Wesen hatte ihn gefangen genommen, jedes Wort und jeder Blick hatten ihm die süße Verheißung gebracht: sie liebt Dich! Die Gräfin dagegen war ihm vornehm reservirt wie nie erschienen und hatte, wie ihn dünkte, Wolfsberg, im Gegensatz zu ihm, ersichtlich bevorzugt.

Er hatte die Mißstimmung, die sich seiner bemächtigt, noch am nächsten Tage nicht überwunden, wo sollte es hinaus, was sollte daraus werden?! In drei Wochen reisten Dagot's ab, dann war es so wie so aus, und doch vermochte er nicht den Entschluß zu fassen, Melitta nicht mehr wiederzusehen.

In diese unerfreulichen Gedanken versunken, hatte er den Weg nach dem Lokal, in welchem das Officiercorps zu Mittag aß, zurückgelegt. Er fand die Kameraden bereits Alle versammelt, die Suppe war schon gegessen.

„Wo bleiben Sie, Steinitz", rief ihm Wolfsberg entgegen, „und was ist Ihnen denn begegnet, Sie machen wahrhaftig eine Leichenbittermiene."

„Man kann nicht immer in lustiger Stimmung sein," versetzte er achselzuckend.

„Brrr, bitter wie ein Chininpulver", spottete Wolfsberg, „nun kommen Sie her und lassen Sie sich die Grillen vertreiben, Herlitz hat bereits ein halbes Dutzend interessanter Neuigkeiten ausgekramt. Weiß der Teufel, wo er seine Geschichten immer her hat."

„Die interessanteste kommt jetzt noch," begann Herlitz in seinem ruhigen, gleichmäßigen Ton, „die Ihr Alle natürlich auch noch nicht wißt, obgleich sie groß gedruckt in der Zeitung steht. Ich war vorhin eine Viertelstunde bei Bernau und las" —

Er schenkte sich ein Glas Wein ein, hielt es prüfend gegen das Licht und schlürfte es gemächlich aus.

„Nun, was lasen Sie denn?" heraus damit!"

„Geduld, Ihr Herren! Also ich las: Gestern hat auf Schloß Odelsloh die Verlobung Ihrer Hoheit der Prinzessin Luise von B. mit dem Professor der Kunstgeschichte, Herrn Doktor Bastian, stattgefunden."

Erstaunte, mißfällige und scherzhafte Ausrufe schollen durcheinander. Joachim, der zuerst kaum hingehorcht hatte, war nun doch aufmerksam geworden.

„Mit Professor Bastian? Woher stammt diese Bekanntschaft?" fragte er.

„Die Prinzessin hatte bei ihm einige Monate hindurch Unterricht in der Kunstgeschichte genommen," lautete Herlitz' Antwort, „bei dieser Gelegenheit hat er es denn wohl verstanden, die Durchlaucht mehr für sich selbst als für seinen Lehrstoff zu interessiren, und das Ende war eine Verlobung."

Es wurde noch vielfach darüber hin und her gesprochen, der Fall war eigenthümlich und ließ mancherlei Beurtheilung zu. Joachim schwieg: das, was er empfand, konnte er nicht aussprechen, was kümmerte ihn in diesem Augenblick Prinzessin Luise von B., was Professor Bastian, aber das Ereigniß weckte plötzlich die köstlichsten Hoffnungen in ihm. Wenn eine Fürstin einen bürgerlichen Professor heirathete, warum sollte die Gräfin Dagot, war sie nach Rang und Reichthum einer Fürstin gleich, nicht die Gattin eines Lieutenant von Steinitz werden? Durfte ein Graf Dagot es wagen, seine Werbung zurückzuweisen, wenn eben jetzt die Prinzessin von B., eine Verwandte des regierenden Königshauses, ihrem Herzen folgend, aus ihrer exklusiven Höhe in einfach bürgerliche Verhältnisse hinabgestiegen war? Wenn jener Mann sich nicht zu stolz gedünkt, um eine Prinzessin zu werben, warum sollte er denn fürchten, seine Ehre zu schädigen, wenn er Melitta's Hand begehrte? Er fühlte sich heiter und glücklich und stimmte, wie es den Anderen schien, unvermittelt aus einem Extrem in das andere überspringend, als der Heiterste von Allen in die Scherze der Kameraden ein.

Nach Tische ging man in's Café Bernau. es wurde geplaudert, gelacht, über tausend Dinge gesprochen und die Verlobung der Prinzessin nicht mehr erwähnt; nur Joachim dachte, während er über Dies und Jenes redete und scherzte, doch immer nur an das Eine.

Erst spät wurde aufgebrochen; einige der Herren hatten Einladungen, Andere gingen in's Theater und forderten Joachim auf, sie zu begleiten. Er schlug es zuerst ab — er fühlte sich nicht in der Stimmung — dann meinte er doch, vielleicht später ihnen zu folgen, er wolle zuvor noch etwas in die Luft, da drinnen sei es schwül.

8.

Joachim ging, nachdem er sich von den Kameraden getrennt hatte, die Regentenstraße entlang. Ihm fiel es eben jetzt ein, daß es Frühling geworden: wie grün der Rasen auf den Plätzen in den Anlagen war, die Bäume trugen schon Blätterschmuck — wahrhaftig schön, ganz wie es ein frohes Menschenherz bedurfte!

Er hatte den Weg nach dem Park eingeschlagen, schlenderte durch die breiten Kieswege, freute sich an der üppigen Lenzespracht und war so auf Umwegen in die Nähe seiner Wohnung gekommen. Da stand plötzlich Haftner vor ihm. Er hatte ihn lange nicht gesehen und begrüßte ihn in seiner augenblicklichen Stimmung herzlicher als sonst. Sie wechselten ein paar Worte und in plötzlichem Impulse sagte Joachim: „Kommen Sie mit mir, wir haben ja nur noch wenige Schritte bis zu meiner Wohnung, und trinken dann zusammen ein Glas Wein."

Haftner zögerte. Er habe noch zu arbeiten.

„Das können Sie später noch oder meinetwegen morgen, jetzt dürfen Sie es mir nicht abschlagen, mich verlangt danach, noch ein wenig zu schwatzen. Bitte, kommen Sie."

Haftner konnte der herzlichen Aufforderung Joachim's nicht widerstehen, und bald saß er mit ihm auf dem bequemen Sofa, die gefüllten Weingläser vor ihnen. Joachim hob sein Glas.

„Lassen Sie uns anstoßen auf irgend etwas Freundliches, Gutes"—es drängte ihn, von dem zu sprechen, was eben seine ganze Seele erfüllte, — „ja so, auf das Wohl eines Brautpaares, das von hoher, schöner Liebe zusammengeführt ist, Prinzessin Luise von B. und Professor Bastian."

„Lassen Sie uns trinken, worauf Sie wollen. Ihr Wohl, das Ihrer Eltern, nur nicht auf diese Erbärmlichkeit," entgegnete Haftner, während er sein Glas an die Lippen führte.

„Erbärmlichkeit?" wiederholte Joachim erregt, „warum, wie soll ich das verstehen? Ich nenne es schön und groß, wenn sich einmal über die von Menschen erfundenen Schranken hinweg zwei Herzen in einer Liebe vereinen, die stärker ist, als die Macht der Gewohnheit, des Vorurtheils, der Menschensatzungen."

Ein ironisches Lächeln kräuselte Haftner's Lippen. „Sie glauben doch nicht, daß diese Mächte, von denen Sie da eben sprachen, wirklich besiegt sind? Die Prinzessin hat sich, im besten Fall, durch ein augenblickliches Gefühl täuschen lassen, das schwerlich eingewurzelte Standesvorurtheile dauernd überwinden wird; oder es scheint ihr jetzt schon eine Großthat, die ihrer Eitelkeit schmeichelt, daß sie einen Mann, der nach Rang, Stellung und Besitz weit unter ihr steht, mit ihrer Hand begnadigt. Und dieser Mann? Entweder — auch im besten Fall — ist er ein exaltirter Schwärmer, der sich momentan von seiner Leidenschaft widerstandslos beherrschen läßt, oder — und das ist das Wahrscheinlichere: er ist ein schwacher, erbärmlicher Mensch, ohne Stolz, ohne Selbstgefühl, der sich von dem Glück berauscht fühle, der Gatte einer Prinzessin zu werden. Der Mann seiner Frau wird er immer und ewig bleiben, er wird täglich, stündlich, in jeder Minute fühlen, daß sie nicht zu ihm herabgestiegen ist, nein, daß sie ihn zu sich emporgezogen hat, daß er das Geschöpf ihres Reichthums, ihrer Gnade ist, daß sie ihn überschüttet mit allerlei Herrlichkeiten, die der arme Teufel ja bisher nicht gekannt hat. Ist er ein Mann, so giebt es über kurz oder lang einen Skandal, er läßt sich von ihr scheiden—oder, wenn er dazu nicht den Muth hat, schießt er sich eine Kugel durch den Kopf; ist er aber ein Schwächling, so küßt er den Fuß, der ihn tritt."

Joachim fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Sie sprechen sich in Eifer."

„Lächerlich!" versetzte Haftner, „was kümmert es mich, wenn wieder einmal ein Mensch blind in sein Unglück rennt. Mich hat es nur gereizt, daß ich heute schon ein Dutzend Mal in allen Variationen denselben Ruhm und Preis dieses außerordentlichen Ereignisses gehört habe. Diese erbärmliche Welt!"

„Ich könnte Ihnen das Wort übel nehmen," meinte Joachim, mit dem Versuch zu scherzen, „da ja auch ich dieselbe Ansicht vertreten habe."

Haftner sah ihn einen Augenblick groß an. „Sie sind ein jugendlicher Schwärmer. Herr von Steinitz, in der Theorie. In der Praxis, glaube ich, würden Stolz und Ehrgefühl zu mächtig in Ihnen sein, um sich unter solches Joch zu beugen."

Haftner hatte seine scharfen Behauptungen mit einem solchen Ton ausgesprochen, daß sie ihren Eindruck auf Joachim nicht verfehlt hatten. Er fühlte sich aus allen seinen Himmeln gestürzt. Einen Augenblick hatte er gemeint, alle die Zweifel, die ihn bisher gepeinigt, aus dem Felde geschlagen zu sehen, und nun übte dieser Mann eine vernichtende Kritik über das, was ihm eine kurze Stunde lang ein Triumph der Liebe über kleinliche Bedenken gedünkt. Dennoch versuchte er das neu aufgesproßte Glücksgefühl zu retten.

„Sie sind ein Zweifler," sagte er, „und glauben also auch nicht an die Allmacht einer den ganzen Menschen gefangennehmenden Liebe. Ich trage diesen Glauben fest, wie ein Evangelium in mir."

Haftner zuckte die Achseln. „Vielleicht daß sie irgendwo einmal, wie eine seltene Blume erblüht; diese Liebe aber ist so allmächtig nicht. Je mehr die Beiden ganze Menschen sind, um so weniger können sie die Unnatur des Verhältnisses überwinden, um so sicherer werden sie an ihm zu Grunde gehen. Doch was kümmert's uns! Möge jeder sehen, daß er mit seinem eigenen Geschick fertig wird."

Er streifte Joachim mit einem prüfenden Blick. „Ich glaube, ich habe Ihnen die Laune verdorben, Herr von Steinitz. Ein Idealist wie Sie sollte niemals mit einem so nüchternen Realisten umgehen, wie ich es bin."

„Doch, doch," versicherte Joachim mit gepreßter Stimme, „es ist gesund, das kühle Urtheil eines klaren Kopfes zu hören. Es löscht bisweilen eine Flamme, bevor sie zu einem verheerenden Brande geworden ist."

Haftner hatte sich erhoben. „Meine Zeit ist um, leben Sie wohl." Er reichte ihm die Hand und fügte dann in scharfer Selbstironie hinzu: „Wenn Sie wieder eines Sturzbades bedürfen, so finden Sie mich bereit."

Er ging kopfschüttelnd die Treppe hinab. Sollte auch Der da sich an ein so unnatürliches und verderbenbringendes Verhältniß wegwerfen wollen? Nur um ein gleichgiltig abstraktes Ding erregt man sich nicht so, zittert nicht, wie er es gethan! Er hatte hier und da Joachim's Namen in Verbindung mit dem der Gräfin Dagot nennen hören, dieser selbst hatte bisweilen von ihr gesprochen und dann in einem erhöhten, wärmeren Ton; schön war sie, das ließ sich nicht leugnen, Haftner kannte sie, wie eben Jedermann.

„Schade um Den," murmelte er vor sich hin.

Joachim war ihm nachgeeilt, irgend ein drängendes Gefühl hatte ihn getrieben, Haftner Alles zu sagen, den Rath des kühlen, besonnenen Mannes zu hören, der nicht in dem Bann dieser berauschenden Augen, dieses hinreißenden Lächelns stand. Doch mit der Hand auf dem Thürgriff war er stehen geblieben. Wozu auch, er wußte es ja, was Haftner sagen würde und seiner ganzen Persönlichkeit nach sagen mußte und — er hatte recht! Stolz und Ehre forderten heute noch, ebenso wie zuvor, daß er, der im Dunkel seines Namens und seiner Stellung blieb, sich nicht das Licht von der Sonne der Familie Dagot borgte. Schon die Möglichkeit, daß Einer über ihn so urtheilen könnte, wie Haftner eben über jenen Professor gesprochen, machte sein Blut sieden—niemals, niemals, das durfte nicht sein!

Die Stimmung, die heiße Erregung, die ihn überwältigte, war zu quälend, er mußte sie zu vergessen suchen. In Gesellschaft war das am ehesten möglich, und so beschloß er, seinen Kameraden in das Theater nachzugehen. Er griff zu Mütze und Degen und schlug mit beschleunigten Schritten den Weg nach dem Schauspielhause ein. Er achtete nicht viel auf das, was um ihn her vorging, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte; er erkannte Edwin's frische Kinderstimme. Einen Moment gelüstete es ihn, den Ruf zu überhören, doch schon im nächsten stand der Knabe neben ihm und sah mit den hellen blauen Augen zu ihm empor.

„Ich stand dort an der Ladenthür," sagte er athemlos, „sah Sie vorübergehen und lief Ihnen nach."

„Was machtest Du denn dort?" fragte Joachim.

„Ich war mit Melitta da, dort kommt sie auch schon."

So sah Joachim sich gezwungen, Der, an die er nicht einmal denken wollte, nun selbst entgegen zu gehen. Sie begrüßte ihn lächelnd.

„Edwin ist kein sehr zuverlässiger Kavalier," meinte sie, „Mama liebt es nicht, wenn ich allein über die Straße gehe, deshalb sollte er mich begleiten, doch bei der ersten Gelegenheit läuft er mir davon."

"Nun, Du wärest doch nicht zufrieden gewesen, wenn ich Herrn von Steinitz hätte vorübergehen lassen," versetzte der Knabe, der Schwester Hand fassend.

Melittr erröthete ein wenig, sagte aber doch unbefangen: „Wie gut Du Dich zu vertheidigen weißt."

Joachim sah sich nun halb widerwillig genöthigt, an ihrer Seite zu bleiben. Melitta plauderte heiter und sagte endlich: „Da Sie Edwin nun einmal eingefangen hat, so denke ich, Sie werden mit uns kommen und auch den heutigen Abend bei uns verleben. Sie finden wohl wieder einige Gäste."

Joachim wollte es abschlagen, eine Besprechung mit den Kameraden vorschützen, statt dessen stammelte er nur einige Worte, die etwa lauteten: die Frau Gräfin würde es vielleicht unbescheiden finden, wenn er schon heute wieder —

Melitta unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß der Gast, den sie einlade, auch stets von ihren Eltern gern gesehen sei — und er ging.

Es hatte sich einer der kleinen Kreise versammelt, die sich häufig im Dagot'schen Hause ungeladen zusammenfanden, und in denen die Unterhaltung stets eine belebte und anregende war. Es traf sich eben heute, daß sich unter den Anwesenden mehrere Musikfreunde befanden, und so hatte man eine Zeit lang musizirt. Der Legationsrath von Bisewitz war ein ausgezeichneter Klavierspieler, er hatte eben Frau von Mattin einige Lieder begleitet, war dann am Klavier sitzen geblieben und ließ die Finger leise über die Tasten gleiten. Er verstand es vortrefflich, bekannte Melodien in graziöser Weise an einander zu reihen, und war bereits aus einem Volkslied in das andere übergegangen. Einige hörten zu, Andere unterhielten sich halblaut.

Melitta hatte zunächst zu den Ersteren gehört, dann wandte sie sich an Joachim mit der Frage, ob er ein Werk mit Illustrationen deutscher Volkslieder kenne.

Er verneinte.

„So müssen Sie es sehen," sagte sie, sich erhebend und ihm in das kleine Kabinet, das sich an das Zimmer anschloß, voranschreitend. Er folgte ihr. „Dort," sagte sie, auf das große Buch in Prachtband deutend, das auf dem Tische lag.

Er schlug es auf und blätterte stumm hin und her, ohne eigentlich zu sehen, noch weniger an das, was er sah, zu denken.

Auch Melitta schwieg einige Augenblicke, dann begann sie: „Wir haben noch nicht von dem großen Ereigniß des Tages, der Verlobung der Prinzessin von B. gesprochen. Sie ist ein schöner Sieg des Herzens über kalte Doktrinen."

Joachim beugte sich tiefer über das Buch.

„Sie schweigen?"

In seinem Ohr klangen noch Haftner's Worte, ihm schien es, als wolle Melitta eine Anerkennung des Opfers, das die Prinzessin gebracht, aus seinem Munde hören, und so erwiderte er: „Vielleicht auch ist sie mehr ein Beweis, daß ein Mann über seiner Leidenschaft seinen Stolz vergaß."

„Ah — seinen Stolz?"

„Es sollte der höchste Stolz des Mannes sein, in seiner Hand das ganze Glück der Geliebten—auch im äußeren Sinne—zu halten, sie zu sich emporzuziehen, nicht in Demuth ihr danken zu müssen, daß sie zu ihm herabsteigt."

„Was fragt die Liebe danach," versetzte Melitta rasch, „sie liebt und wägt und prüft nicht."

„Wir leben in einer Welt, Gräfin, die solches Wägen und Prüfen gebieterisch fordert," lautete Joachim's Erwiderung.

„Und wenn auch," rief Melitta mit glühenden Wangen, während ihre Augen dunkel leuchteten, „dann wird der Mann, oder vielmehr, da wir von einem ganz speciellen Fall sprechen, Professor Bastian, dankbar und freudig dieses Opfer äußerer Güte und Vorzüge von seiner Braut annehmen, als einen Beweis ihrer tiefen und wahren Liebe."

„Sie selbst sprechen das Wort Gräfin, — ein Opfer."

„Nun ja, ein Opfer, welches das Mädchen — Prinzessin Luise — freudig, stolz, gehobenen Hauptes dem Geliebten als ein Geschenk zu Füßen legt."

Joachim fühlte in sich bitteren Groll aufsteigen. Wie hatte Haftner Recht gehabt, jedes seiner Worte hatte den Kern der Sache getroffen.

„Und dessen Größe er nie, niemals vergessen darf, durch das er zum Sklaven seiner Gattin wird."

„Welch' grelles, häßliches Wort! Sollte Dankbarkeit dem Manne so schwer werden?"

„In d i e s e m Falle, wenn er männlichen Stolz und ein starkes Ehrgefühl besitzt — ja!"

"Dann liebt er eben nicht."

Sie hatten sich Beide in eine immer stärkere Erregung hineingesprochen, die letzten Worte waren wie ein bitterer Vorwurf von Melitta's Lippen gefallen, und tief gereizt erwiderte Joachim:

„Sie verstehen nicht das Herz eines Mannes, Gräfin."

„O doch, ich verstehe das Eine, daß ein solcher Mann eben nicht zu lieben vermag. Genug davon."

(Fortsetzung folgt.)

— **Vorsichtig.** Mutter: Da komm einmal her, Karl, und staube diese Figuren ab! — Karl: Damit Du mich wieder hauen kannst, wenn ich etwas zerschlage — o nein! —

Leuchtthurmwärter.

Auf einem steilen Felsen im Meer, nicht weit von St. Ann und etwa 30 Meilen von Boston, Mass., entfernt, steht ein hoher Thurm, dessen Licht zur Nachtzeit den vorüberfahrenden Schiffen zum Signal dient, daß sie sich in der Nähe gefährlicher Felsenriffe befinden. Der Thurm steht dort schon seit 75 Jahren, und es ist seit dieser langen Zeit noch kein einziges Mal vorgekommen, daß das grelle Licht, welches seine hellen Strahlen weit über die Fluthen des Meeres wirft, zur Nachtzeit seine Dienste versagt hätte. Der Wärter auf dem Thurm, der auch nur eine einzige Stunde seine Pflicht vernachlässigen sollte, würde von seiner vorgesetzten Behörde nach erfolgter Anzeige s o f o r t entlassen werden. Es werden als Wärter der Leuchtthürme überhaupt nur Leute angestellt, die womöglich lange Jahre in der Bundesarmee oder in der Marine gedient haben und deshalb ganz genau wissen, was Disciplin heißt. Nur ganz zuverlässige Männer werden in den Dienst aufgenommen.

Der Mann auf dem Leuchtthurm bei St. Ann ist von dem Verkehr mit der übrigen Welt ganz ausgeschlossen. Er darf seinen Posten niemals verlassen, und es ist für ein größeres Schiff gar nicht möglich, in die Nähe seines „Felseneilands" zu gelangen. Nicht einmal kleine Boote können dicht bis an den Leuchtthurm fahren, und Jeder, der den Felsen erreichen will, muß eine ganze Strecke weit durch Wasser waten, ehe er wieder trockenen Boden unter seinen Füßen fühlt.

Diesem Umstande hat es der Wärter auf dem Leuchtthurm von St. Ann zu verdanken, daß er alle seine Lebensbedürfnisse, sogar mit Einschluß des Trink- und Kochwassers, von der Regierung kostenfrei auf seinen Thurm geschickt bekommt. Der Transport der Lebensmittel u. s. w. von der Küste aus bis zum Thurm hinauf kostet nämlich fast ebenso viel, wie die Lebensmittel selber. Der Wärter würde unter solchen Umständen bei seinem Gehalt nicht eristiren können, und da thut die Regierung „ein Uebriges" und liefert ihm Alles umsonst. Einer gleichen Vergünstigung erfreuen sich die Wärter auf anderen, schwer erreichbaren Felsen, wie z. B. bei Minots Ledge. Die übrigen Leuchtthurmwächter, deren Stationen vom Lande aus leicht erreicht werden können, müssen für Alles, was sie brauchen, selber bezahlen.

Uebrigens werden die Wärter von Onkel Sam keineswegs glänzend honorirt. Das höchste Jahresgehalt, welches sie beziehen, beläuft sich nur auf $1000; einige, freilich minder bedeutende Stellen dieser Art sind nur mit einem Jahresgehalt von $100 dotirt. Es gibt mindestens 1000 Leuchtthurmwärter in Diensten der Ver. Staaten, deren Durchschnittssalair sich nach einer neulichen Congreßacte auf $600 jährlich beziffert. Die Wärter allein kosten demnach der Bundesregierung jedes Jahr $600,000, während die sonstigen mit diesem Dienst verbundenen Kosten, wie die Aufrechterhaltung der Leuchtthürme, die Lieferung von Oel und Lebensbedürfnissen aller Art mindestens noch das Doppelte dieser Summe verschlingen.

Das auf diese Weise von Onkel Sam verausgabte Geld hat indessen viel Gutes gestiftet. Wären die Leuchtthürme an den gefährlichsten Stellen unserer Küsten an den Meeren und den Binnenseen nicht da gewesen, so hätten unzweifelhaft bereits viele Schiffe mit allen Menschenleben und ihrer werthvollen Ladung an Bord den Untergang in den Wellen gefunden.

Vornehme Diebe.

Man sollte es kaum glauben, aber auch unter den professionellen Dieben giebt es gewisse Rangstufen, die mit einer „peinlichen Gewissenhaftigkeit" innegehalten werden. Ein Bankräuber sieht seinen „Collegen", der zur Nachtzeit in Privathäuser einbricht, um sich mit einem geringen Raube zu begnügen, über die Achseln an, und der Einbrecher findet es unter seiner Würde, mit einem Taschendiebe zu verkehren, der auf der Straße und in Kaufläden am hellen Tage sein Wesen treibt.

In früherer Zeit war das Diebshandwerk hier zu Lande noch viel lohnender, als gegenwärtig. Damals war das Polizeiwesen noch nicht auf den Grade der relativen Vollkommenheit angelangt, welchen es gegenwärtig beansprucht. Viele Diebe, die früher in den Ver. Staaten eine große Rolle gespielt und viel Geld „verdient" haben, halten sich gegenwärtig in Europa, besonders aber in England auf. Auch dort machen sie jetzt keine sehr glänzenden „Geschäfte", und die meisten derselben schlagen sich nur kümmerlich durch. Gelingt es ihnen einmal, einen guten Raub zu machen, dann verjubeln sie in der Regel das Geld auf die leichtsinnigste Weise, bis ihnen die Noth wieder in das Gesicht starrt.

Einer der reichsten Diebe ist der Amerikaner Adam Worth, welcher gegenwärtig in London wohnt. Der Verbrecher besitzt ein prachtvoll eingerichtetes Haus und lebt im großen Style. Sogar eine Dampfyacht hat er sich zu seinem Privatvergnügen angeschafft.

Sein Haus in London ist der Versammlungsort für amerikanische Verbrecher aller Art, die aus dem einen oder dem anderen Grunde sich veranlaßt gesehen haben, sich aus ihrer Heimath zu entfernen. Worth spielt unter ihnen eine hervorragende Rolle. Brauchen Sie Geld, dann unterstützt er sie, bis sie im Stande sind, das Anlehen, natürlich mit reichlichen Zinsen, zurückzuerstatten. Ferner hilft er ihnen mit That und Rath, so gut er kann, und ertheilt ihnen Fingerzeige, wo sie am besten ihre „Arbeitskräfte" verwerthen können. Er organisirt förmliche Diebsbanden und läßt sich von ihnen einen Theil des Raubes auszahlen.

Dabei weiß er stets so schlau zu verfahren, daß es der Polizei durchaus nicht möglich ist, ihn bei seinem verbrecherischen Treiben abzufassen. Er würde sogar nach Amerika zurückkehren, wenn er hier wegen seiner offenkundigen Betheiligung an der Beraubung der alten Boylston Bank in Boston nicht Gefahr laufen würde, sofort verhaftet zu werden.

Auch die „vornehmen Diebe" in Amerika, d. h. in erster Reihe die Bankräuber, leben blindlings in den Tag hinein, so lange sie noch einen Dollar in der Tasche haben. Mit großer Vorliebe suchen sie die Gesellschaft der „Sportsmänner" auf, zu denen sie eine geheime Wahlverwandtschaft hinzuziehen scheint, obgleich es unter den Letzteren gewiß auch ehrliche Leute gibt. Unter einander verkehren die „vornehmen" Diebe nur äußerst ungern. Sie geben sich gern den Anschein honnetter Leute, die mit Verbrechern nichts zu thun haben wollen. Erst wenn sie die Noth dazu zwingt, suchen sie einander auf, um gemeinsam wieder auf Raub auszugehen. Haben sie ihre Taschen von Neuem gefüllt, dann geht jeder von ihnen seiner Wege.

Die meisten „feinen" Diebe sind gleichzeitig professionelle Hazardspieler und treiben sich tagelang in „Saloons" und Spielhöllen herum, wo sie ihr Geld bald genug vergeuden. Mit Recht heißt es von ihnen: „Wie gewonnen, so zerronnen."

Verschiedenes.

— **Augenblicklich ist es die** „Affaire Meckenheim", welche die scandalsüchtige und skandalgewohnte Pariser Gesellschaft für eine Weile beschäftigt. Wie Pariser Blätter berichten, ist der Marquis von Meckenheim, Sprößling einer alten Adelsfamilie, früher Officier der Armee, der 1870 mit Auszeichnung gefochten und sich das rothe Band der Ehrenlegion erworben hat, unter der Anklage verhaftet, einer Wittwe Maubon ihr Vermögen im Verein mit mehreren anderen Industrierittern abgeschwindelt zu haben. Der Marquis, der bereits ein anständiges Vermögen standesgemäß durchgebracht hatte, war verschuldet und ohne Mittel, sein luxuriöses Leben weiter zu führen, da sein Credit schon auf so schwachen Beinen stand, daß seine Versuche, neue „Anleihen zu emittiren", keine „Aktionäre" mehr fanden. Auf diesem Punkte angelangt, machte er die Bekanntschaft eines edlen Paares von Industrierittern, die ihn mit der Wittwe Maubon zusammenführten, einer ältlichen Dame von der Sorte jener Leute, die „nicht alle werden." Die Wittwe, welche von der Rente eines etwa 50,000 Franken betragenden Vermögens in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte, fühlte sich durch den Umgang mit dem Herrn Marquis sehr geehrt und ließ sich schließlich, als die Freundschaft einen innigeren Charakter angenommen hatte, dazu bewegen, ihr Kapital flüssig zu machen, um damit die Kosten einer Erbschaftsregulirung in London zu bestreiten, aus der dem Marquis das mit Recht so beliebte und bekannte Legat zufallen sollte. Mit dem Vermögen in der Tasche und seiner Maitresse am Arme dampfte der Marquis nach London ab. Die Wittwe Maubon wurde ebenfalls mitgenommen, um sich persönlich von dem günstigen Stande der Erbschaftsangelegenheit zu überzeugen. Dort gelang es dem Marquis in kurzer Frist, wohl in Folge der Uebung, die er bereits in diesem Metier besaß, das Geld unter die Leute zu bringen. Schließlich, als es damit ein Ende hatte und die Erbschaftsregulirung sich „unbegreiflicherweise" noch immer hinzog, kehrte er selbdritt nach Paris zurück, wo dem Lamm Maubon endlich der Geduldsfaden riß. Sie brachte den Marquis zur Anzeige und dieser wurde verhaftet. Man verspricht sich von der Untersuchung des Falles pikante Einzelheiten.

— **Aus Tambow in Rußland** wird gemeldet: Vor einiger Zeit erschien ein gewisser Swjägin, ein seiner Rechte verlustig erklärter Edelmann, der sich für einen Kosakenofficier ausgab, in Begleitung seiner angeblichen Frau im Wosnessenkischen Nonnenkloster in Tambow, gab ein junges Mädchen, angeblich seine Verwandte, die eine reiche Erbschaft in Aussicht habe, im Kloster ab, damit sie daselbst erzogen werde, und gab gleich zu verstehen, das junge Mädchen werde voraussichtlich auch später im Kloster bleiben und den Schleier nehmen. Von der Erbschaft des jungen Mädchen sprechend, ließ S. dabei mit einfließen, daß auch ihm eine fette Erbschaft von ca. 50,000 Rubel in Aussicht stehe; nur müsse er zuvor an die Reichsbankabtheilung in Tambow 1000 Rubel einbezahlen, könne jedoch augenblicklich nicht über eine solche Summe verfügen. Natürlich bildeten die glänzenden Aussichten Swjägin's und seiner jungen Anverwandten das allgemeine Gesprächsthema im Kloster, und bald fand sich eine Nonne, die einiges Vermögen besaß, bewogen, Swjägin mit Genehmigung der Aebtissin 1000 Rubel anzubieten. So ganz interessellos mag das Anerbieten grade nicht gewesen sein, denn S. stellte der Nonne, obgleich er das Geld nur für „eine Stunde" nöthig zu haben angab, einen Schuldschein auf 1300 Rubel aus. Wie leicht zu errathen, verschwand S. bald darauf aus Tambow, nahm auch das junge Mädchen mit, angeblich, weil deren persönliche Anwesenheit bei Erhebung der Erbschaft in Orenberg nothwendig sei, und die Nonne war um ihr Geld geprellt. Der Schwindler erhielt unter Annahme mildernder Umstände ein Jahr Gefängniß.

— **Aus Preßburg wird** geschrieben: Vor dem hiesigen königlichen Gerichtshofe hatte sich ein hochgeborener Aristokrat, der Graf Leo Logothetty, gegen die Anklage mehrfachen Diebstahles und Einbruches zu verantworten. Die ihm zur Last gelegten Verbrechen sind folgende: In Wien entwendete der Herr Graf dem bei einem Buchhändler bedienstetten Geza Szigethy, dem er „Grüße aus Preßburg" überbrachte, einen Winterrock. Ferner miethete Graf Logothetty bei der Wäscherin Anna Schmitter ein Zimmer, dessen Miethe er nicht nur nicht bezahlte, sondern wo er überdies einen verschlossenen Kasten der Miethgeberin gewaltsam erbrach und aus demselben einen Betrag von 13 Gulden entwendete. Anlaß zur Verhaftung des sauberen Grafen gab der bei dem Galanteriewaarenhändler Rudolf Stöger verübte Diebstahl mehrerer Kleidungsstücke. In den Kreisen der hiesigen Aristokratie erregt der scandalöse Fall peinliches Aufsehen, obwohl man dort von dem Diebstalente des Grafen Logothetty schon längst wußte, da derselbe selten einen Besuch machte, ohne daß nach seinem Weggehen nicht irgend ein Gegenstand gefehlt hätte. Als man die Thüren vor ihm zu verschließen begann, suchte sich der mittellose Graf einen Erwerb und wurde Portier in einem verrufenen Hause, wo er jedoch wegen verschiedener Veruntreuungen entlassen wurde. Graf Leo Logothette wurde zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt.

— **Peinliches Aufsehen** erregt es allgemein, wie man aus Rom schreibt, daß, nachdem bereits neulich der Präfekt von Palermo, Senator Bardesono, wegen betrügerischer Handlungen plötzlich seiner Stelle entsetzt wurde, von Neuem ein Präfekt, Senator Bissavini in Novara, von der öffentlichen Meinung angeklagt wird, Vergehen gegen die Sittlichkeit begangen zu haben. Schon lange hatte man in Novara gemunkelt, daß es mit dem Sittlichkeitsgefühl des Präfekten nicht allzu gut bestellt sei; erst, als dieser sah, daß man mit Fingern auf ihn weise, suchte er bei der Regierung um Versetzung nach einem anderen Orte an. Wie es heißt, hat die Regierung eine Untersuchung eingeleitet und den Präfekten nach Rom citirt. Man nimmt an, daß eine schwere Strafe über ihn verhängt und er abgesetzt werden wird. — Nachdem bereits im physikalischen Cabinet der Universität Bologna im letzten Jahre große Diebstähle entdeckt worden, ist nun dortselbst ein neuer Scandal-Prozeß in Sicht. Es sollen nämlich, wie man von dort meldet, allerlei chinesische Objekte und eine werthvolle mexicanische Maske aus dem archäologischen Museum der Universität abhanden gekommen und an's städtische Museum verkauft worden sein.

— **In Lübeck erregt** die Aufdeckung alter Wandmalereien großes Interesse. An der Außenseite der zum „Bischofshof" gehörigen Gebäude sind Wandmalereien freigelegt, die auf die Geschichte der ältesten Bischöfe Lübecks Bezug haben. Die Gestalten der Prälaten sind mit Unterschriften, welche auf ihre Thaten hindeuten, dargestellt. Näheres konnte noch nicht ermittelt werden, doch ist anzunehmen, daß die Malereien aus dem 15. Jahrhundert stammen. In die Wände sind außerdem Wappensteine späterer Bischöfe eingemauert.

Die Verlobten.

Wenn wir durch die Gassen wandern,
Eines fest geschmiegt am Andern,
Und sich uns're Augen lachend,
Lachend an einander weiden,
Flüstern hinter uns die Leute:
„Seh't, wie glücklich sind die Beiden!"

Diesmal habt ihr recht gesungen,
Kluge, nimmermüde Zungen! —
Mag die Welt sich mit uns freuen,
Werd' ihr unser Glück zum Neide:
Uns're Augen sagen leuchtend:
„O, wie glücklich sind wir Beide!"

Moderne Ehe.

Sie sitzen sich gegenüber.
So trüb und still und stumm,
Sie gähnt leicht hinter dem Fächer,
Er schaut im Kreise herum.

Sag an, was die Herzen der Beiden,
Daß sie so schweigsam, quält?
— — — — — — — — —
Mein Gott, die Sache ist einfach:
Sie sind seit acht Tagen vermählt!

Frauenurtheil.

Wie oft man auch der Mädchen Klage
mag erleben,
Die Männerwelt sei heutzutage gar
blasirt,
So wird doch dies dem Freier stets sofort
vergeben,
Ist er in seiner Lebensstellung gut
placirt.

— **Wie man im Jahre des** Heils 1887 in Sardinien lebt, das beweist die einfache Wiedergabe eines in der Zeitung „Sardegna" enthaltenen Artikels, der ein ländliches Versöhnungsfest zwischen früher feindlichen, angesehenen Familien beschreibt. „Die Familien Marras = Contu, Burrai = Celvisi und Delogu von Bitti (die sich vorher im Zustand der Blutrache befanden) beschlossen, sich zu versöhnen. In Begleitung des Präfekten der Provinz, des Unterpräfekten von Nuoro, des Carabinierehauptmanns von Sassari und anderen Autoritäten versammelten sich die Männer der betreffenden Familien in der Kirche del Miracolo, und nach einer passenden Ansprache der Geistlichen von Bitti und Lula schworen alle feierlich, künftighin auf allen Privat- und Parteihaß zu verzichten. Weinend und schluchzend vor Rührung fielen sich die Todfeinde von gestern als Freunde in die Arme, worauf mit den Damen der Familien dieselbe Ceremonie vorgenommen ward. Die allgemeine Versöhnung fand ihren würdigen Abschluß in einem Feste zu Bitti, zu dessen Menu Folgendes benöthigt war:

Zwei Centner Maccharoni.
Zehn Kühe.
Vierzehn Schweine.
Sechszig Ferkel.
Drei Centner Brot.
Fünf Centner Früchte.
Zehn Hektoliter Wein."

Der Bericht erzählt leider nicht, ob die neubegründete Freundschaft der Familien dem gastronomischen Werthe der Speisekarte entsprochen hat.

— **Kriegsbereitschaft.**—Kanzleirath (Vater von vier unbegebenen Töchtern): „Also, Kinder, ich habe Euch eine wichtige Mittheilung zu machen. Der Herr Hauptmann Müller wird heut' Abend seine Aufwartung machen. Derselbe scheint ernstlich Sturm laufen zu wollen. Es wird daher gut sein, wenn Ihr die nöthigen Vorbereitungen trefft." —Die jüngste Tochter (Backfisch): „Aber, Papa, Du wirst uns doch nicht alle Vier auf einmal in's Treffen führen? Es würde dem Herrn Hauptmann doch sicher weit mehr imponiren, wenn Du ihm zuerst die Linie, dann die Landwehr, darauf den Landsturm und schließlich erst die Ersatzreserve entgegenführtest, wie dies beim Militär Sitte ist."

— **Er schreibt an sich selbst.** Herr Blaumeyer steht fürchterlich unter dem Pantoffel, und seine böse Ehehälfte gönnt ihm keinen freien Abend. Um nun ab und zu mit seinen Freunden einen gemüthlichen Kneipabend verleben zu können, ist er auf die äußerst sinnreiche Idee gekommen, sich Postkarten drucken zu lassen, die er an sich selbst abschickt und welche also lauten: „Heute Abend Versammlung des Beamtenvereins. Nichterscheinen wird mit 3 Mark bestraft!" Natürlicherweise erwirkt diese fingirte Androhung von 3 Mark stets seine Freilassung.

— **Ein geistreicher Knabe.** Chateauneuf, Großsiegelbewahrer Ludwigs XIII., war neun Jahre alt, als ihm bei einer Schulprüfung verschiedene verfängliche Fragen vorgelegt wurden, die er aber alle schnell und richtig beantwortete. „Du sollst eine Orange von mir erhalten," sagte schließlich der Examinator, „wenn Du mir sagst, wo Gott ist?" — „Und ich," versetzte der aufgeweckte Knabe sofort, „will Ihnen zwei Orangen geben, wenn Sie mir sagen, wo er n i c h t ist."

— **Billiges Geschenk.** Herr: „Was thust denn Du da, Buberl? Dein Vater wohnt ja draußen in der Vorstadt." Bub': „Ja freilich, aber wissen S', heut' is mein Namenstag; ich heiß' Marl, und mit mei'm ander'n Namen Joseph, und weil mein Vater kein Geld hat zum Präsentmachen, hat er mir erlaubt, daß ich eine ganze Stund' am Mar = Joseph = Platz spazieren geh'n darf.

— **Der unvergeßliche Ludwig Devrient** fragte einst einen jungen Mann, der sich eben erst der Bühne gewidmet hatte, um dessen für einen Schauspieler so sehr nöthige Geistesgegenwart auf die Probe zu stellen: „Was für Aehnlichkeit ist zwischen mir und der Schneekoppe?"—Beide," war die witzige Antwort, „sind sehr heftig benebelt."

— **Ich finde, daß Sie in letzter Zeit** sehr wenig diät leben. Da ist es wahrlich kein Wunder, daß Sie fortwährend den Arzt brauchen!" — „Ja, diesen Luxus kann ich mir jetzt auch häufiger gestatten, seitdem ich mir einen Hausarzt mit festem Gehalt engagirt habe!"

— **Selbstgefühl.** Führer: „An dieser Stelle ist voriges Jahr ein sehr reicher Engländer abgestürzt!"—Tourist: „Nun, das kann ich mir im Rothfall auch noch leisten!"

— **Schnell abgeholfen.** Landpfarrer: „Aber, Hübner, Er wird doch bei dem abscheulichen Wetter nicht selbst in die Stadt gegangen sein?" — Bauer: „O na, Herr Pfarrer, o na — mei' Alte hab' ich g'schickt!"

— **Etwas Passendes.** Nun, was hat denn Dein Alter auf Deinen Brandbrief geschickt? — Einen kalten Wasserstrahl".

— **Die Frauen haben doch ein** besseres Herz als wir Männer. Man hört so oft von Weiberfeinden sprechen, nie aber von Männerfeindinnen.

— **„Mein Fräulein,** ich liebe Sie!" „Lieben Sie mich wieder?"— „Nein!" — „Darf ich dieses „Nein" als ein verschämtes „Ja" betrachten.

— **Studenten-Latein.** „Ja, was ist denn das? Ich glaub' gar, Du hast das Fäßchen ganz allein so schluckfesive ausgetrunken!"

— **Trinkers Klage.** „Ich weiß nicht, was das ist! Gestern war ich noch frisch und gesund, und heut' hab' ich schon wieder — Dorscht!"